

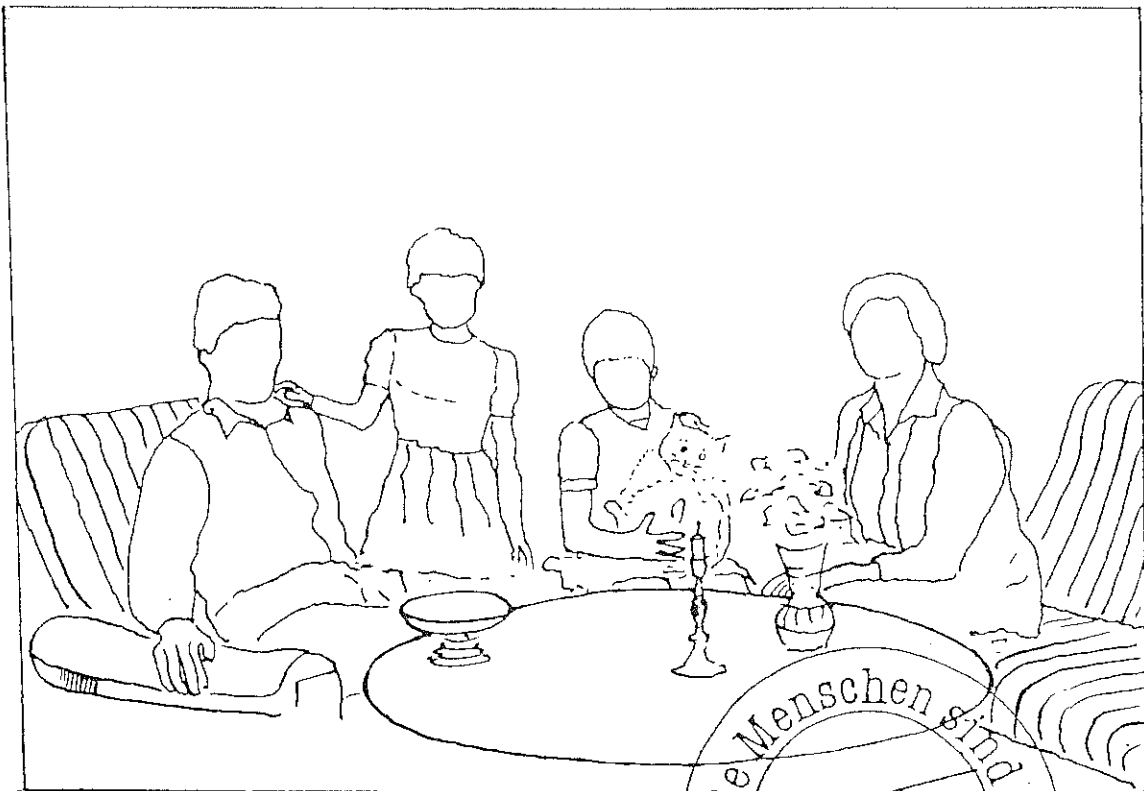
NAH & FERN



EIN MATERIAL - UND INFORMATIONSDIENST
FÜR ÖKUMENISCHE AUSLÄNDERARBEIT

2

Georgenkirchstr. 70
BERLIN / 1017
Tel. 43830



Alle Menschen sind
Ausländer
fast überall

Zum innerkirchlichen Gebrauch

„LIEBE IN D.“

Als ich gebeten wurde, für diese Ausgabe von "Nah und Fern" ein paar Zeilen zu schreiben, fiel mir sofort Rolf Hochhuths Buch "Eine Liebe in Deutschland" ein. Ein junger polnischer Kriegsgefangener liebt eine Deutsche. Dafür wird er zum Tode verurteilt und gehängt. Das ist keine Erfindung eines Dichters. Ich habe in meiner Vikariatsstelle am Petersberg Gleiches aus der Kriegszeit erzählt bekommen und noch vor 1945 anderswo gehört. Vielleicht haben Sie die Verfilmung dieses Stoffes durch Andrzej Wajda vor kurzem im Fernsehen gesehen. Während des Krieges standen Millionen sogenannter Fremdarbeiter aus dem Osten (nicht dagegen aus dem Westen) unter dem gleichen Gesetz: Wer liebt, muß sterben. Sie alle unterschieden sich in nichts von den Sklaven des Altertums oder Nordamerikas, mußten darüber hinaus aber die vor der gesamten Weltöffentlichkeit ausgesprochene Drohung erdulden, daß das Deutsche Reich ihre Völker ausrotten werde.

Dann mußte ich an die Jahre 1980 bis 1982 denken. Erinnern Sie sich? Da brach plötzlich eine Woge der Feindseligkeit auf. Es schien, als würden die Menschen aufatmen, weil sie nun endlich wieder sagen konnten, daß die "Pollacken" faul und arbeitsscheu wären und uns - "man hat es ja schon immer gewußt" - nicht das Wasser reichen könnten. Wie war solches eigentlich möglich? Ich hatte immer gedacht, das alle wäre überwunden, "bewältigt". Dabei handelte es sich um die gleichen Menschen, die wir 1972 in unserem Lande so freundlich zu begrüßen wußten, weil wir über Nacht ohne alle Formalitäten an die Masurischen Seen oder in die Tatra fahren konnten, als führen wir an die Ostsee oder nach Thüringen. Aber nun, 1981, waren sie wieder die Schieber und trägen Spekulanten, die frechen Eindringlinge, die Schuld daran hatten, daß wir nicht noch mehr konsumieren konnten. Ich stand auf unserem Bahnhof und sah, wie sie durch den Tunnel schweigender Kälte, aufdringlicher Ablehnung und Feindseligkeit zu ihrem Zug nach Stettin mußten. Mein Besuch aus Stettin, den ich zur Bahn begleitete, im Kriege Gefangener, sagte zu mir: Schauen Sie sich diese Gesichter an! Ihr Deutschen habt Euch nicht geändert. - Es gibt lebendige Beispiele dafür, daß er nicht vollkommen rechthatte. Aber hatte er so unrecht?

Vegessen nicht zu viele von uns, daß es nicht die Polen waren, die sich etwa frech und anmaßend mit ihrer Grenze an die Oder "hochgestapelt" haben. Wir hatten sie doch vorher vertragsbrüchig, hinterhältig und gewalttätig angegriffen, und was dann folgte, was feiges, grausames Totschlagen sondergleichen. Wer die Polen jetzt hinter der Oder als Eindringlinge sieht, rechtfertigt gewissermaßen den Einmarsch Hitlers 1939. Die Grenze zu Polen besteht seit 1 000 Jahren. Die allerwenigsten von uns aber kennen die polnische Geschichte, die Kultur und Mentalität der Polen. Ganz wenige lernen Polnisch. Nach 1 000 Jahren! Wie kommt das? Ob wir nicht doch arrogant sind? Überheblich?

50 Jahre nach Kriegsbeginn sollten wir deshalb erst recht an jene Polen denken, die heute in der DDR arbeiten und leben. Es sollen ja Tausende sein. Unsere Zukunft als nachbarfähiges Land - und darauf wird es in der bald sehr überbevölkerten Welt ankommen - hängt davon ab, wie sie uns sehen und wie wir sie sehen, behandeln, annehmen. Fremde werden sie freilich auch bleiben. Ganz und gar Fremde vielleicht. Und haben sie

nicht das Recht, ganz und gar anders zu sein, ob es uns paßt oder nicht? Wir finden ja auch nichts dabei, wenn wir so völlig anders sind als fast alle unsere Nachbarn. Andererseits stünde es uns gut an, würdigen zu können, welche Chance es ist, Nachbarn von so total anderer Prägung zu haben. Wie schön wäre es, wenn wir etwas von der Gelassenheit der Polen hätten, von der Improvisations- und Überlebenskunst, dem Charme, aber auch von der Festigkeit, die nicht gleich verzweifelt, wenn die Dinge sich nicht in der vorgedachten Planung bewegen. Wie könnten wir uns da entkrampfen und frei werden zu konstruktiven Begegnungen!

Während mir dies alles durch den Kopf ging, drängte sich ein Bibelwort dazwischen: Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich nicht aufgenommen (Matthäus 25). Dazu gehört das andere Wort aus dem großartigen Kapitel: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir nicht getan. Im Fremden begegnet uns immer Jesus, immer Gott. Weil Fremde so gering geachtet sind, weil sie so der Unkenntnis und der Dummheit ausgeliefert sind, der Willkür und dem Spott, aber auch der Angst, die aus dem eigenen Herzen kommt und ebenso aus den verunsicherten Herzen der Alt-eingesessenen.

Rudolf Otto (Lindow)

POLEN IN FRANKFURT/o.

In Frankfurt/Oder, einer Stadt mit fast 90 000 Einwohnern, unmittelbar an der polnischen Grenze gelegen, leben über 300 Polen (laut Angabe der polnischen Botschaft). Außerdem arbeitet in der Stadt eine sehr viel größere Zahl von polnischen Werk-tätigen, die täglich aus den polnischen Nachbarorten zur Arbeit kommen. Das Erscheinungsbild der Polen in der Stadt wird noch vergrößert durch die durchreisenden Polen, die die Grenz-übergänge nutzen.

Wie sieht das Leben der Polen aus, die ständig in der Stadt leben? In der Regel sind sie nach Heirat mit einer oder einem Deutschen nach Frankfurt gekommen. In der genannten Zahl von über 300 sind auch die Kinder enthalten, die die polnische Staatsbürgerschaft haben (nach dem Gesetz können die Eltern über die Staatsbürgerschaft der Kinder entscheiden). Sie begeg-nen hier einer Reihe von Problemen, von denen ich einige nen-nen möchte.

Das erste Problem für die erwachsenen Polen ist naturgemäß das Lernen der deutschen Sprache. Für Interessierte bietet die Volkshochschule einen Deutschkurs an.

Die Arbeitsbedingungen sind die gleichen wie für die Deutschen, das gilt auch für die Sozialleistungen.

In der Regel kann man davon ausgehen, daß die Polen zu Hause eine katholische Erziehung genossen haben. Nur wenige von ihnen schließen sich jedoch der hiesigen Kirchengemeinde an. Die Ursache dafür liegt sicher in der Tatsache, daß der deut-sche Ehepartner nur in seltenen Fällen katholisch ist, aber auch andere Gründe sind denkbar. Es ist offensichtlich, daß

die Volkskirche in Polen ein anderes Bild bietet als die Diasporakirche in Frankfurt/Oder. Von seiten der Kirchengemeinden und der Pfarrer gibt es lobenswerte Bemühungen, die Polen zur Teilnahme am Gemeindeleben einzuladen, z.B. durch die Berufung eines polnischen Vertreters in den Gemeinderat, durch Unterstützung beim Polnischunterricht für die Kinder aus den gemischten Familien (das Gemeindehaus trägt den Namen Maksymilian Kolbe).

Vor einigen Jahren gab es eine Initiative der Polnischen Botschaft, die in Frankfurt/Oder und in sechs anderen Städten zur Einrichtung eines Polnischkurses für Kinder mit einem polnischen Elternteil führte. Damit wurde der Tatsache Rechnung getragen, daß in den Familien überwiegend deutsch gesprochen wird und nur wenige Kinder die polnische Sprache beherrschen und die polnische Kultur kennen. Die Einrichtung dieses Kurses führte erstmalig zu engeren Kontakten der beteiligten Familien untereinander. Zu meinem Bedauern existiert bis heute keine gesellschaftlich-kulturelle Vereinigung der Polen in der DDR. Lediglich in Berlin gibt es ein vom Polnischen Kultur- und Informationszentrum organisiertes Kulturangebot für polnische Akademiker bzw. für Deutsche, die in Polen studiert haben.

Die Polen können jederzeit die Grenze nach Polen passieren, während ihre deutschen Ehepartner für jede Reise eine Genehmigung bei der Volkspolizei beantragen müssen. Die Einladung von verwandten und nicht verwandten Besuchern aus Polen trifft bei der Polizei auf Ablehnung; die Genehmigung wird von besonderen Besuchsanlässen abhängig gemacht. Diese behördliche Behinderung von Kontakten mit dem Heimatland sollte aufgehoben werden, da sie zur Isolierung der Polen von ihrer Heimat beiträgt. Nach der Liberalisierung der entsprechenden Gesetzgebung in Polen dürfen die Polen jederzeit von Polen aus ins Ausland reisen. Die in der DDR lebenden Polen müssen dazu zuerst die Genehmigung der polnischen Botschaft und der Volkspolizei beantragen. Das Genehmigungsverfahren für Reisen nach Westberlin ist vor einem Jahr durch die DDR-Behörden erheblich erschwert und verlängert worden.

Wie unter der DDR-Bevölkerung gibt es unter den hiesigen Polen viele, die nach der Bundesrepublik auswandern. Die Motive dafür dürften ähnlich sein, nämlich wirtschaftliche Erwägungen und die verschiedenen Begrenzungen in der DDR.

In der Regel kann man sagen, daß das Zusammenleben der hier lebenden Polen mit den Deutschen und auch die Zusammenarbeit der polnischen Pendler in den Betrieben normal verläuft. Problematisch ist allerdings das tägliche Einkaufen. Das Verkaufspersonal ist unwillig, den Polen Waren zu verkaufen, die nicht in ausreichender Menge angeboten werden. Es wird nicht verstanden, daß die polnischen Werktätigen für ihre Arbeit hier ein Gehalt in Mark erhalten und natürlich auch das Recht haben, für dieses Geld Waren zu kaufen und auszuführen. Wegen der großen Versorgungsprobleme in Polen, von denen DDR-Bürger oft keine genaue Vorstellung haben, kaufen Polen natürlich auch häufig Waren, die nicht nur für den eigenen Gebrauch bestimmt sind. Das erzeugt Neid gegenüber dem Käufer, der sich möglicherweise "bereichern" könnte, sowie eine allgemeine Angst, daß der hiesige Markt leergekauft wird. Die Ablehnung gegenüber den polnischen Käufern ist natürlich auch dadurch zu erklären, daß es tatsächlich Handel und Schmuggel gibt. Aber generell wünscht man sich größeres Verständnis der DDR-Bevölkerung für die wirtschaftlich schwie-

rige Lage der Polen, die sie zu einem bestimmten Kaufverhalten veranlaßt. Dieses Verständnis könnte gefördert werden, wenn wieder mehr Menschen nach Polen reisen und dort die Probleme des Landes kennenlernen würden. Leider ist das seit fast zehn Jahren nur beschränkt möglich.

Der größte Teil der gemischten deutsch-polnischen Familien hat Kinder, die noch im Schulalter sind. Es gibt noch nicht viele Erfahrungen, welche Möglichkeiten der Berufsausbildung den Kindern offenstehen, die die polnische Staatsbürgerschaft besitzen. Einerseits haben sie das Wahlrecht in der DDR bekommen, andererseits gibt es Berichte von Eltern darüber, daß nicht alle Berufe Ausländern offenstehen. Es sind dies Berufe, die der Staat als "sicherheitsintensiv" betrachtet.

Es bleibt eine sinnvolle Aufgabe für die Kirchengemeinden, das Gespräch mit den Polen zu suchen und dadurch das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Joanna Rauch (Frankfurt/Oder)

Multikulturelles Zusammenleben



1. Integration als Problemanzeige

Seit der Einführung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer in der DDR sind der Öffentlichkeit einige Zahlen bekannt. 166 000 Ausländer leben in der DDR. Das ist etwa 1% der Gesamtbevölkerung. Davon sind etwa 85 000 in 800 Einsatzbetrieben als Werk­tätige beschäftigt, und zwar

53 000	aus Vietnam,
14 000	aus Mosambik,
10 000	aus Kuba,
6 500	aus Polen,
1 000	aus Angola,
900	aus China.

Im Vergleich zu anderen Ländern ist das wenig, obwohl besonders in den letzten Jahren ein deutlicher Anstieg spürbar war. Darum fallen uns Ausländer besonders dort auf, wo sich durch Leben und Arbeiten eine Konzentration ergibt. Natürlich bringen sie dabei ein Stück ihrer Heimat und Kultur mit. Oft stehen wir ihnen in Kirche und Gesellschaft unvorbereitet und damit hilflos gegenüber und machen die Erfahrung, daß multikulturelles Zusammenleben nicht spannungsfrei abläuft. Zwar haben die abgeschlossenen Staatsverträge vieles geordnet, und auch unsere eigene Gesetzgebung soll die Integration rechtlich absichern und schützen. Aber inzwischen zeigen viele praktische Erfahrungen, daß die Integration so einfach nicht ist, zumal sie bei einem kleinen Teil der Bevölkerung auf Ablehnung stößt.

Auch muß angefragt werden, ob unter der Voraussetzung der Staatsverträge mit dem Stichwort "Integration" eine realistische Zielvorstellung beschrieben ist. Gebraucht wird dieser Begriff für die Eingliederung, ja "Einwurzelung" in eine bestehende Gesellschaft oder Gruppe, um möglichst eine "Vervoll-

ständigung" herbeizuführen, die alle Beteiligten als solche anerkennen.

Einem solchen Prozeß stehen vertragliche Regelungen im Wege, die wir bei der Arbeit mit Ausländern nicht außer acht lassen dürfen:

- eine klare zeitliche Begrenzung des Aufenthalts in unserem Land,
- in der Regel separate Unterbringung in Wohnheimen bzw. Wohnheimkomplexen,
- das verständliche Anliegen der Heimatländer, erworbenes Wissen und Fähigkeiten zu Hause zu nutzen (siehe Anstrich 1).

Damit sind einige der vertraglichen Bindungen genannt, die vor allem die ausländischen Werkstätigen betreffen. Dazu kommen Fragen und Erfahrungen, die sich aus den Regeln ergeben: Wird Integration erreicht, wenn schon festgelegt ist, wie lange sie dauern darf? Ist es nicht unverantwortlich, jemanden integrieren zu wollen, der daheim eine wichtige Aufgabe und Funktion zur Entwicklung seines Landes hat? Reden wir vielleicht deshalb lieber von Integration, weil wir dabei in der "stärkeren Position" sind (der größere Kraftaufwand liegt ja zweifellos bei den Ausländern)? Ist es hier nicht sachgerechter, von einer für uns neuen Qualität ökumenischen Teilens und von Solidarität zu sprechen und uns dabei zielstrebig an die Arbeit zu machen?

2. Problemfelder

Das Zusammenleben von Menschen mit verschiedenem kulturellen Hintergrund - also multikulturell - bringt viele Probleme. Die Ökumenische Versammlung der Kirchen in der DDR hat sie für unsere Gesellschaft und den Bereich unserer Gemeinden beschrieben. Als ein Problemerkatalog sind sie im Heft 1 von "Nah & Fern" zum Teil wiedergegeben. Sie bedürfen der Ergänzung durch unsere eigenen Erfahrungen, damit wir nicht dem Gewohnheitseffekt erliegen und uns der Resignation oder gar Gleichgültigkeit hingeben.

3. Chancen

"Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich - nicht - aufgenommen" (Matthäus 25,35-43) - dieses Wort Jesu ist nicht nur Mahnung, sondern auch Aufforderung und Zuspruch. Mit der Gegenwart von Ausländern unseres eigenen oder eines anderen Kulturkreises sind uns neue Chancen, miteinander zu teilen, gegeben, die uns nicht nur herausfordern, sondern auch ganz bestimmt bereichern werden. Hoffentlich lassen wir uns anstecken von der Lebendigkeit des Glaubens der anderen. Hoffentlich nutzen wir die Chance der unmittelbaren Information, die Möglichkeit, einander kennenzulernen. Hoffentlich wächst unser Verständnis für andere gesellschaftliche Verhältnisse. Hoffentlich überwinden wir das Gefühl unserer eigenen Fremdheit und öffnen unseren Blick nach Osten und Süden. Hoffentlich... Multikulturelles Zusammenleben - hoffentlich!

Klaus Pritzkeleit (Berlin)

KIRCHENTAG, Leipzig '89

Kirchentagskongreß in Leipzig-Gohlis: "Wir und die Ausländer"

Ausländische Gäste aus aller Welt bereicherten ja schon immer die Kirchentage. Welche Schwierigkeiten ihre Landsleute haben, die hier in der DDR für eine Zeit leben, damit setzte sich der Kongreß voll auseinander. Endlich geht es los, daß wir uns darüber Gedanken machen.

Viele kleine Gesprächsgruppen machten ein intensives Arbeiten möglich. Viermal tagten sie. Zwischendurch bekamen sie immer wieder neue Impulse für ihre Gespräche durch Vorträge von Dr. Bindemann ("Vorurteile gegenüber Ausländern") und von Dr. Langer ("Die Chancen der Begegnung mit dem Fremden"). Sehr hilfreich war auch die Bibelarbeit von Herrn Stauß zum Thema.

Die Kongreßteilnehmer nannten die unterschiedlichsten Gründe, weshalb sie sich gerade zu diesem Thema angemeldet hatten: Der eine arbeitet mit ausländischen Kollegen, die andere fährt gern in die CSSR, der eine hat einen afrikanischen Vater, der andere kommt selbst aus Afrika, die eine kümmert sich schon lange um Ausländer, die andere sucht Kontakt, wird dann aber gleich als "leichtes Mädchen" eingestuft.

Resümee in einer der kleinen Gruppen:

"Es war sehr gut, daß wir so intensiv nachgedacht haben."

"Ich gehe realistischer nach Hause und nehme Offenheit mit."

"Wir hätten noch mehr über konkrete praktische Schritte bereiten müssen."

"Gut, daß Ausländer in der Gruppe waren."

"Die Diskriminierung hatte mich schon zur Resignation getrieben, jetzt habe ich wieder Hoffnung."

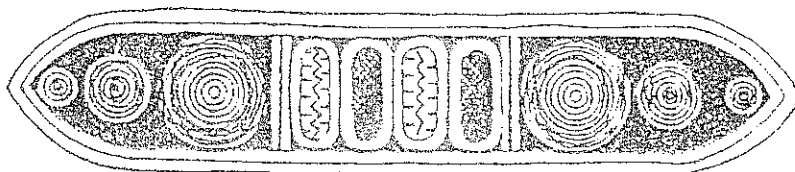
"Denkt auch an die Mischlinge!"

"Wir sollten viel berichten und unseren Auftrag in kleinen Schritten weitergeben."

"Sollten wir statt 'Ausländer' nicht besser 'ausländische Mitbürger' sagen?"

Unsere Familie reiste zu viert an: Vater, Mutter, 17jähriger Sohn und A., ein mocambiquanischer Arbeiter. All die Tage verbrachten wir gemeinsam. Aber zur Abschlußveranstaltung am Sonntag war unser mocambiquanischer Freund verschwunden. Alles Suchen war vergeblich. Aber am Ende war er wieder da: Ein Ordner hatte ihn nach vorn geführt und mitten unter die Ehrengäste aus aller Welt gesetzt. Alle Kongreßteilnehmer von "Wir und die Ausländer" werden darüber sehr zufrieden sein.

Christine Wagner (Freiberg)



Große Welt - kleiner Mensch

Am 9. Juli 1989 fand während des Leipziger Kirchentages in der Nikolaikirche ein Programm unter dem Titel "Die große Welt - aber ich kleiner Mensch" statt. Untertitel: "Mission - Gerechtigkeit - Partnerschaft". Leider kann "Nah & Fern" aus Platzgründen nur einen Auszug des langen Berichtes bringen, der uns zugesandt wurde.

James aus Tanzania, Aspirant an der Karl-Marx-Universität, erzählt: "Seit zwei Jahren lebe ich in der DDR. Das ist eine kurze Zeit, aber für einen Ausländer ist sie sehr lang. Inzwischen habe ich in der Kirche Bekannte gefunden. Die Gemeinschaft mit ihnen ist schön. Es gibt auch in der Kirche Dinge, die mir nicht gefallen. Aber viel schlimmer ist es, wenn im Zug ein Platz leer ist, und man sagt mir: 'Der ist besetzt.' Oder wenn man mich in der Gaststätte nicht bedient."

Missionsdirektor Joachim Schlegel, der die Veranstaltung moderierte, fragte nun den tanzanianischen Bischof Dr. Kweka: "Wie sollen wir denn mit den Ausländern unter uns umgehen?" Der Gast sagte: "Zunächst freuen sich die jungen Afrikaner auf das fremde Land, in dem sie auch herzlich begrüßt werden. Schon bald beginnen aber die Schwierigkeiten, nicht nur die mit Sprache und Klima. Der Afrikaner lebt zu Hause in einer Großfamilie, die ihm Identität und Halt gibt. Das fehlt ihm hier völlig."

Während Kweka die Situation der Afrikaner in unserem Land schilderte, weinte ein kleines Kind. Dieses Schreien unterstützte wirkungsvoll den Bericht des Bischofs. Nicht ohne Wirkung dürften deshalb seine folgenden Worte geblieben sein: "Nehmt die Afrikaner als Eure Geschwister auf! Als Christen habt Ihr Verantwortung für sie. Bitte, vergeßt das nicht. Jede kleine Zuwendung ist wertvoll. Ja, ich flehe Euch alle an: Seid den Afrikanern Geschwister!"

Weil in unserer Welt so viele Probleme existieren, die ein Land oder eine Kirche nicht mehr allein bewältigen können, brauchen wir Gemeinschaft, ein gemeinsames Bewältigen der Probleme. Eine sozial starke Kirche sollte einer sozial nicht so starken Kirche helfen, und eine Kirche, die geistlich stark ist, sollte ihre geistlichen Erfahrungen vermitteln. Tanzanias Kirche ist nicht reich, aber die Christen haben einen festen Glauben."

Bischof Kweka faßte seinen Bericht mit einer Bitte zusammen: "Möge uns Gott den Geist der Partnerschaft, der Gemeinschaft geben, damit wir sein Reich besser bauen können." Dann sang ein mocambiquanischer Chor. Und zwar ein Lied mit Bewegungen, von denen sich die Zuhörer nach anfänglichem Zögern anstecken ließen. Ein erstes sanftes Echo auf des Bischofs Appell?

Thomas Weigel
Dieter Braun (Leipzig)



NEU

In der Frauenkirche zu Meißen gibt es seit August eine Fotoausstellung zum Thema "Was können wir gegen Apartheid tun? - Brücke nach Mocambique". Diese Ausstellung kann auch an Interessenten verliehen werden.

Ebenfalls in der Meißener Frauenkirche soll ein Info-Laden eröffnet werden. Es wird eine Afrika-Bibliothek geben, einen Büchertisch, Spielzeug, Plakate, Postkarten und Möglichkeiten zur Information. Keine festen Öffnungszeiten. Interessenten melden sich im Pfarramt oder bei Engelmanns, Frauenkirche 7.

In Leipzig gibt es das "Cafe Regenbogen", eine Begegnungsmöglichkeit für Aus- und Inländer. Es hat jeden Montag ab 18 Uhr geöffnet und befindet sich im Heim der Evangelischen Studentengemeinde, Alfred-Kästner-Straße 11.

Eine Neueröffnung meldet auch Freiberg: In der Petrikerche lädt jeden Donnerstag von 18 bis 22 Uhr eine "Cabana" zur Begegnung ein.

Bei der Leipziger Mission hat sich eine personelle Veränderung ergeben. Ausländerbeauftragter ist anstelle von Pfarrer Michael Müller nun Diakon Dieter Braun.

Vom 1. bis 3. September 1989 fand im Rahmen der Erfurter "Cabana" ein Wochenende der Vietnamesischen Kunst und Kultur statt. Dort gab es auch eine Ausstellung mit Werken bei uns lebender vietnamesischer Künstler zu sehen.

Idee Café Cabana wurde Wirklichkeit

Sonnabends von 18 bis 22 Uhr Treff im Gemeindehaus

Am vergangenen Sonnabend war es soweit: Im Kirchgemeindehaus Loschwitz, Grundstraße 36, wurde die Idee Café Cabana Wirklichkeit. Freunde aus El Salvador, Äthiopien, Mocambique, der CSSR, der BRD und Soweto trafen sich mit Einwohnern aus unserer Stadt und der Umgebung. Eingeladen hatte der Cabana-Kreis, eine Vorbereitungsgruppe von ungefähr 30 Interessierten, unter der Schirmherrschaft von Superintendent Christof Ziemer, die seit einem halben Jahr versuchen, Vorstellungen von Begegnungsmöglichkeiten mit Ausländern innerhalb der Kirche zu verwirklichen. Gründe für ein solches ökumenisches Begegnungszentrum gibt es viele: Ausländer gehören zum Alltag in unserer Stadt. Sie kommen von den verschiedensten Kontinenten und arbeiten mit uns, lernen Berufe und studieren hier. Sie leben unter uns und sind uns trotzdem oft fremd, wie wir auch für sie. Oft können

sie mit unseren Formen des Gemeindelebens - wie Gottesdienst, Hauskreis, Junge Gemeinde, aber auch des sozialen Miteinanders - wenig anfangen.

Café Cabana will Kontakte und Begegnungen ermöglichen und ein offenes Treffen für Ausländer und Dresdner sein, die das Gespräch suchen und die Gemeinschaft erleben wollen. Die Eröffnung des Cafés setzte einen wichtigen Anfang. Ungefähr 60 Menschen kamen miteinander ins Gespräch. Es herrschte eine gelöste Atmosphäre, Vorstellungen wurden geäußert; Fragen gestellt. Café Cabana lädt von nun an jeden Sonnabend Fremde und Dresdner von 18 bis 22 Uhr ins Kirchgemeindehaus Loschwitz, Grundstraße 36, ein. Virgilio Mocamo aus Mocambique, ein Mitarbeiter der Vorbereitungsgruppe, sagte mir im Gespräch: Bitte rede mit mir, frag mich, fang an!

Adina Hänel

E
C
H
O

"Die Union"
(Dresden),
21.9.89

BUCHTIP

Mongo Beti: Der arme Christ von Bomba.

Berlin: Verlag Volk und Welt 1988, 319. S., 8.60 M.

Bei der Begegnung mit unseren ausländischen Mitchristen, besonders aus Afrika, werden wir auf Verhaltensweisen stoßen, die uns zu einer erneuten Auseinandersetzung mit der Geschichte des Kolonialismus nötigt. Auch die Mission hat im Positiven wie im Negativen ihre Spuren in Afrika hinterlassen. Das wird z.B. auch im Verhalten der Christen unterschiedlicher Konfessionen aus Mocambique deutlich, wenn etwa Glieder der unabhängigen, nicht durch die europäische Mission entstandenen Kirchen wesentlich engagierter, missionarischer und selbständiger auftreten und dem Heiligen Geist mehr zutrauen als manche Christen der europäisch geprägten Konfessionskirchen, in denen das geistliche Amt eine stärkere Rolle spielt.

Der 1932 in Kamerun geborene Mongo Beti, einer der bedeutendsten afrikanischen Autoren der Gegenwart, schildert in seinem Roman "Der arme Christ von Bomba" die wachsende Auseinandersetzung eines (katholischen) Missionars mit seiner Rolle im Geflecht des Kolonialismus und sein schließliches Scheitern. Persönlich guten Willens und mit überzeugtem Herzen findet er letztlich nicht den Weg zu seinen Gemeindegliedern, sondern erkennt die Fragwürdigkeit seines Tuns. Mongo Beti stellt z.T. in satirischer Form wichtige Fragen und kritisiert die Fehlentwicklungen der Mission. So wird der Missionar gefragt: *"Ob du schon jemals gegen alle Weißen in der Stadt, die mit schlechten Frauen in wilder Ehe leben, gewettert hast? Im Gegenteil: du gibst ihnen die Hand, du gehst auf ihre Festlichkeiten, und du läßt dich in ihren Autos nach Bomba zurückfahren. Außerdem verlangst du, daß die Schwarzen nach der Taufe keinen Umgang mehr haben mit Nichtchristen. Du bist für sie sogar ein höchst gefährlicher Mann, denn wenn man auf dich hören würde, müßten die Frauen ihre Männer verlassen, dürften die Kinder ihren Vätern nicht mehr gehorchen, dürften Brüder einander nicht mehr ansehen, ginge bald alles drunter und drüber."* (S.32f). Auch der Mißbrauch des christlichen Glaubens als Instrument der Herrschenden und ideologisches Bindemittel wird angesprochen: *"Wenn wir den Berichten unserer Spitzel glauben können,"* so der Kolonialbeamte und Gegenspieler Vidal zum Missionar, *"bestehen in den Städten längst subversive Gruppen marxistisch-leninistischer Richtung und was weiß ich noch alles. Wenn ich es recht sehe, ist die beste Waffe, die wir diesen Leuten gegen diese Räuberideologien in die Hand drücken können, immer noch das Christentum. Und vergessen Sie nicht, daß es eilt, Pater: Alles geht jetzt sehr schnell. Basteln Sie uns ein Christentum für Afrikaner zurecht, egal wie, aber gehen Sie nicht fort."* (S.235). Aber der Missionar geht fort, denn gerade in der Auseinandersetzung mit dem Vertreter der Kolonialmacht entwickelt er Einsichten, die ihn schließlich zur Rückkehr nach Europa veranlassen: *"Ich wäre sehr froh, wenn ich Gott gegenüber nie Rechenschaft über die Kolonialisierung ablegen müßte; ich möchte deshalb auch nicht mit Ihnen (dem Kolonialbeamten) tauschen. ... Glauben Sie mir, es gibt nur ein Entweder-Oder: Entweder ich bleibe zusammen mit Ihnen in diesem Land, an Ihrer Seite; dann helfe ich Ihnen zwangsläufig bei der Kolonialisierung; ich räume zunächst für Sie den Schutt weg, und später gebe ich Ihnen Rückendeckung; eine solche Rolle hatten Sie mir doch zugedacht, nicht wahr? Oder aber ich christianisiere das Land; in diesem Fall ist es das beste, daß ich mich unsichtbar mache, solange Sie noch hier sind"* (S.226).

Mit dem Fortgang des Missionars bricht die Missionsstation zusammen und die Gemeinde auseinander. Formen und Strukturen der europäisch geprägten christlichen Frömmigkeit haben keine eigene Lebenskraft - so das pessimistische Ende des Romans. Vorbereitet wird dies durch die selbstkritische Frage des Missionars: *"Diese rechtschaffenen Leute haben sehr wohl Gott angebetet - auch ohne uns. Was spielt es dabei schon für eine Rolle, daß sie ihn auf ihre Weise angebetet habe ... indem sie Menschen aben oder im Mondschein tanzten oder Amulette aus Baumrinde um den Hals trugen. Warum sollen wir uns darauf versteifen, ihnen u n s e r e Weise aufzuzwingen?"* (S.223)

Inzwischen gibt es in Afrika viele christliche Gemeinschaften, die auf ihre Weise, aber auf der Grundlage des gemeinsamen christlichen Glaubens, zu Gott beten. Wir müssen lernen, daß auch die Afrikaner ohne die Weißen ihre eigenen - uns oft sehr fremden - Glaubensformen entwickeln und ihren Glauben leben können und wollen - auch in der DDR, wenn wir ihnen den Raum dafür geben, nicht patriarchalisch, sondern partnerschaftlich. Das aber schließt das theologische Gespräch, den Dialog über den Glauben nicht aus, sondern ein. Wenn wir das gemeinsame Leben mit unseren ausländischen Geschwistern einüben wollen, werden wir auch über afrikanische und europäische Glaubensformen ins Gespräch kommen. Der Roman kann zu hilfreichem Gespräch anregen, wenn wir uns in unseren Gemeinden und Gruppen der Partnerschaft mit ausländischen Mitchristen stellen wollen.

Christfried Berger (Berlin)



Materialhinweis

Wir bereiten eine Arbeitsmappe zum Thema AIDS vor, die über unsere Adresse (vor)bestellt werden kann. Außerdem bieten wir an:

- "Im Angesicht des Krieges" (Materialsammlung zur Situation Polens am Vorabend des 2. Weltkrieges)
- "Deutsche und Polen" (Erinnerungen von Zeitzeugen)
- Indien (Arbeitsmappe in Vorbereitung)
- "Kairo's Lateinamerika" (Nachauflage des Textheftes in Vorbereitung)
- "Kirche in Korea" (Informationshefte, Nr. 1-3 liegen vor)
- Unser vierteljährlicher Freundesbrief kann jederzeit bestellt werden und informiert Sie über unsere Arbeit.

Das Letzte

In Stendal wohnt unsere moçambiquanische Freundin. Wir wollten sie besuchen. Das Ausländerwohnheim liegt am Stadtrand von Stendal. Ein Taxi hätte uns am schnellsten dorthin bringen können. Es stand auch eins fahrbereit am Stand, aber als unsere Freundin das Fahrziel sagen wollte, wurde sie barsch abgewiesen: "Sie habe ich nicht gemeint!" Auch unser Einspruch: "Wir drei gehören zusammen!" konnte nichts daran ändern, daß das Taxi leer abfuhr.

Heike Schlosser, Ulrike Fuchs

Thema Polen.....	3-6
Multikulturelles Zusammenleben.....	6
Leipziger Kirchentag.....	8-9
Nachrichten.....	10
Buchtipp.....	11

UNSER KOMMENTAR

"Gegen Neonazismus und Ausländerfeindlichkeit", "Gib Ausländerhaß keine Chance!" - dies waren die einzigen beiden Transparente, die wir auf der Demo am 4.11. 89 in Berlin zu dem Thema entdecken konnten, mit dem wir uns in "Nah und Fern" befassen. Das ist nicht verwunderlich: in der durch unsere Bevölkerung erzwungen großen Bilanz der DDR stehen andere Posten in der Aufrechnung von Soll und Haben im Vordergrund, müssen die Defizitsummen in den grundlegenden Titeln zuerst aufgerechnet werden. Aber die mit uns zusammen lebenden Ausländer, die Anfang des Jahres immerhin ein Prozent der damaligen DDR-Bevölkerung ausmachten, gehören zu unserem Alltag, sind Bestandteil unseres Lebens, mithin unserer Gesellschaft. Und sie fragen uns nach der Glaubwürdigkeit unserer Solidarität und unserer Toleranz. Schon seit längerer Zeit hat Konrad Weiß auf die neofaschistischen Erscheinungen und Gefahren in unserem Land hingewiesen, aber öffentlich diskutiert wurde dieses schmerzvolle Thema nur im Zusammenhang der Skinhead-Prozesse oder im Raum der Kirche. Unsere Erfahrung aber sagt, daß eben doch sein kann, was (eigentlich) nicht sein darf. So kann und darf das Thema "Ausländer" in den nun begonnenen Diskussionen nicht ausgeklammert werden. Reformen tun auch hier not - sicher in sehr verschiedenen Teilaspekten.

Im Mai 1989 fand im Berliner Missionshaus eine Konsultation über die Ausländerarbeit statt. Der in dieser Ausgabe veröffentlichte Beitrag von Klaus Pritzkuleit ist die Kurzfassung eines dort gehaltenen Referates. Leitende Vertreter des Staatssekretariates für Arbeit und Löhne und eine Mitarbeiterin des Staatssekretariates für Kirchenfragen waren willkommene Gesprächspartner. Aber Wünsche sind geblieben, in Aussicht genommene Gesprächsgänge wurden nicht realisiert, strukturelle Veränderungen gar nicht erst diskutiert. Dabei gibt es viele Anregungen und Vorschläge für eine Neuordnung der Ausländerpolitik unseres Landes, z.B.:

- * Berufung eines Ausländerbeauftragten oder einer Beauftragten der Volkskammer als Beschwerdeinstanz und als Gegenüber zu den staatlichen Dienststellen;
- * Schaffung einer einheitlichen Ausländerbehörde innerhalb der Regierung, eines Staatssekretariates z.B., die direkt der Regierung zugeordnet und dem Parlament rechenschaftspflichtig ist;
- * Öffentliche Information über Staatsverträge und Verordnungen, über Pläne und Vorhaben bei der Verpflichtung neuer ausländischer Werkstätiger;
- * Transparenz für und in den Städten und Gemeinden, Bildung von kommunalen Kommissionen dort, wo Ausländer in größerer Zahl erwartet werden oder schon zu den Mitbürgern gehören, unter Einschluß auch der Kirchen;
- * tabufreie Diskussion von Ausländer- oder Fremdenfeindlichkeit; Integration entsprechender Problemfelder in die Erziehung;
- * eine eigene, mehrsprachige Zeitschrift für die Ausländer, die unabhängig und kritisch sein muß, usw.

Ein Mitglied des Berliner Stadtparlaments regte an, in Berlin ein Kommunikationszentrum für Ausländer einzurichten, eine "Cabana" also auf kommunaler Ebene. Solche Vorschläge brauchen wir in unserem Land, wenn wir in der neuen DDR auch eine neue Ausländerpolitik verwirklichen und Ausländerfeindlichkeit abbauen wollen. Dazu sind Gespräche notwendig und aus Erfahrungen erwachsene Ideen und Anregungen. Wir sind ein möglicher Gesprächspartner zum Thema, und wir bieten an, entsprechende Vorschläge zu sammeln, weiterzugeben und in die Diskussion einzubringen. Bitte schreiben Sie uns, denn hier konnten wir nur auswahlweise einige Stichworte nennen. Die Erfahrungen all derer, die sich für unsere ausländischen Mitbürger und -bürgerinnen einsetzen, sind für diesen Gesprächsprozeß notwendig.

Christfried Berger

* "Nah und Fern" - zum innerkirchlichen Dienstgebrauch herausgegeben im Auftrag *
* des Ökumenisch-Missionarischen Zentrums/Berliner Missionsgesellschaft, Georgen- *
* kirchstr. 70, Berlin 1017. Redaktionskreis: Dieter Braun(LM), Christoph Dieck- *
* mann (ÖMZ/BMG), Dagmar Henke (ÖMZ/BMG), Fritz Pritzkuleit (BEFG). *
* Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 6. November 1989 / USB-Nr. 1085/89 *
* Spendenkonto für Herstellung und Versand : 8199-54-14077, Code: 0715422 *
